

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 204.

Donnerstag, 6. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banktrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Möglich“, suchte v. Becker sich die Gedankengänge des Kommissars zu eigen zu machen. „Wie vereinbaren Sie aber dies großartige Auftreten mit der Tat? Würde dieser Savary sich nicht viel eher zu verbergen suchen, wenn er Walker wäre, — er muß doch annehmen, daß man ihn sucht.“

Neubeder lächelte mitleidig. „Sie verraten, lieber Herr v. Becker, daß Sie es noch nie mit intelligenten Verbrechern zu tun hatten. Gerade dieses öffentliche Auftreten ist doch ein geradezu vortrefflicher Trick.“

„Meinen Sie?“

„Ich meine.“

Neubeder spielte mit seinem kleinen Notizbuch. v. Becker sah ihm gegenüber und sah ihn aufmerksam an. „Scheußlich“, dachte er, „diese Leute müssen doch dauernd denken.“

„Ich darf über Sie verfügen?“, fragte Neubeder unvermittelt.

„Gewiß. Selbstverständlich.“ Der Attache war ein wenig verblüfft.

„Darf ich Sie bitten, doch sofort den Bachelor-Klub anzurufen und einen Tisch zu bestellen.“

v. Becker zögerte.

„Gerne . . .“, dehnte er. „Werden wir zusammen hingehen?“ Er betonte das „zusammen“ etwas zu sehr.

„Haben Sie keine Sorge“, lächelte der Kommissar. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie um halb zehn Uhr sich im Klub einfinden wollten. Wir werden uns treffen und als gute Bekannte begrüßen.“

„Gewiß“, pflichtete v. Becker eifrig bei. „Werden Sie pünktlich sein?“

„Auf die Minute.“

„Gut.“ Herr v. Becker betrachtete seine oval ausgeschnittenen Fingernägel. Sie waren herrlich poliert.

„Noch eines“, sagte Neubeder, sich vom Tisch erhebend, auf dem er die ganze Zeit über gelesen hatte. „Geben Sie mir bitte Ihre Besuchskarte als Legitimation.“

Bereitwilligst folgte der Attache der Aufforderung.

„Auf Wiedersehen im Klub“, lächelte der Kommissar, dem Attache die Hand reichend. „Und sorgen Sie sich nicht wegen meines Exterieurs.“

„Bestimmt nicht“, sagte von Becker. —

Der englische Klub, — das ist ein Begriff, der sich nicht übersehen läßt. Auch nicht nachgestalten. In der ganzen Welt hat man es versucht, — und es gelang immer nur dann, wenn Engländer die Gründer waren. Der englische Klub, das ist ebenso wenig nachahmbar wie Whisky oder englische Kaltblütigkeit. Wer sie einmal erlebt hat, wird immer eine unbestimmte, ausgesprochene Sehnsucht danach mit sich herumtragen, — trotz ihrer Fehler, — oder gerade wegen ihrer Fehler. —

Es waren noch kaum fünf Herren in den weitläufigen, elegant und doch gemütlich eingerichteten Räumen dieses vornehmen Klubs, in dem sich die Herren das Rendezvous gegeben hatten. Herr v. Becker sah auf seine Uhr — er war absichtlich einige Minuten vor der angegebenen Zeit gekommen — teils weil ihn das kommende Abenteuer in Spannung versetzte — teils aus

Furcht, daß ihn dieser Polizeimensch in Verlegenheit setzen würde — und darum war es gut, nicht mit ihm zugleich diese Räume zu betreten.

Diese ungewissen Gefühle nahmen ihm ein wenig von seiner sonstigen selbstsicheren Art, als er mit kurzem Gruß durch das Lesezimmer des Klubs schritt. Die wenigen anwesenden Herren beantworteten seinen Gruß ebenso kurz. Sie wollten nicht gestört sein. Tiefe Sessel, Rauchtische mit gefüllten Aschenbechern — übergeschlagene Beine und darüber die Riesenformate englischer Zeitungen — mehr sah man nicht.

Auch v. Becker ließ sich in einen der Sessel fallen. Er überraschte sich dabei, wie er immer wieder auf seine Uhr sah. Ganz geheuer war ihm an diesem Abend nicht zumute. Um sich abzulenken, griff er nach einer Zeitung, die in Reichweite lag. Der Zufall wollte es, daß es ein Frankfurter Blatt war. Ohne großes Interesse begann v. Becker darin zu blättern, als ihm auf der zweiten Seite die fettgedruckte Überschrift entgegen sprang: „Der Mord und der Konkurs in der Italia-bank“. Die folgenden Überschriften und Schlagzeilen wirkten nicht weniger sensationell. „Wer ist der Täter? Die neuesten Erhebungen der Polizei. Der Zusammenbruch der Bank unvermeidlich. Ungedeckte Wechsel über insgesamt 5 000 000 Reichsmark. Direktor Chiari im Verdacht betrügerischer Machenschaften.“

v. Beckers Interesse war geweckt. Er selbst fühlte sich ja mitbeteiligt an der Aufklärung des Verbrechens, — und nun mit einemmale kam ihm seine Rolle an diesem Abend gar nicht mehr so kläglich vor. Reich überflog er die Berichte des Frankfurter Blattes. Nach langatmigen Erklärungen über die Finanzlage des betroffenen Bankinstituts und schon bekannte Tatsachen fuhr das Blatt fort: „... Wie uns die Pressestelle des Polizeipräsidiums zu der Mordsache noch mitteilt, besteht bereits ein sehr begründeter Verdacht auf eine bestimmte Person. Die Spuren weisen alle auf eine Flucht nach dem Ausland hin. Daß der Täter trotz der sofort telegraphisch und durch die gut funktionierende Einrichtung des Polizeifunkdienstes angeordneten Grenzüberwachung dennoch das Reichsgebiet verlassen konnte, läßt darauf schließen, daß er sich fremde oder gefälschte Papiere zu verschaffen wußte. Die Kriminal-polizei setzt ihre Nachforschungen mit erhöhtem Eifer fort.“ — „Wir drucken diesen offiziellen Bericht ohne Kommentar nach“, schrieb das Blatt weiter, „wir kennen diese Meldungen zur Genüge, ohne heute noch das Vertrauen aufbringen zu können, das nur ein ordnungsmäßig funktionierender Polizeiapparat für sich beanspruchen kann. Aber gerade diese letzte Meldung beweist . . .“

Herr v. Becker fühlte eine Hand auf seiner Schulter und fuhr erschrocken auf.

„Guten Abend, Herr v. Becker.“

Erstaunt wandte sich Herr v. Becker um, — die Verwunderung, die ihn ergriff, erlaubte ihm nicht, seinen Mund sogleich wieder zu schließen.

„Sie, Herr Neubeder?“, fragte er fassungslos.

Neubeder lächelte. In der Tat. Er sah blendend aus. Nichts mehr von dem kleinen, in gutbürgerlichem Loden gekleideten Kommissar. Der Herr, der jetzt vor

dem perplexen Attaché stand, trug einen hervorragend geschnittenen Smoking englischer Machart, hatte eine tadellose Blume im Knopfloch, — ja, Herr v. Beder konnte nicht darum herum, die Art zu bewundern, wie dieser kleine Polizeibeamte seine Schleife zu binden wußte.

„Donnerwetter“, sagte er nur. „Das ist kolossal.“

Neubeder hatte sich einen Sessel herangezogen. Lächelnd blickte er den Attaché an.

„Was erstaunt Sie so sehr, Herr v. Beder?“

„Nichts — pardon —“ v. Beder wurde verlegen.

„Ihre Pünktlichkeit. Ich selbst hatte mich — hatte mich in der Zeit geirrt.“

„Sonderbar.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich bemerkte gerade, daß Ihre Armbanduhr ausgezeichnet auf die Minute nach Greenwicher Zeit geht.“

v. Beder zog hastig die Hand mit der Uhr zurück.

„Ich habe sie eben erst gestellt“, murmelte er.

Neubeder lächelte immer noch.

„Ich glaube übrigens nicht, daß dieser Savary heute abend kommt“, sagte er dann leiser. „Ich habe seine Wohnung fast eine Stunde lang beobachtet — zum Glück haben wir eben gutes Wetter in London — und so stellte ich fest, daß er seinen Diener in ein nahe Restaurant schickte, wohl um sich das Abendessen holen zu lassen. Aber das macht nichts. Mir kam es mit diesem Abend ja in erster Linie auf die Einführung in den Bachelor-Klub an. Ich bin Ihnen sehr dankbar.“

Herr v. Beder verbeugte sich. Er hatte seine Fassung wieder gefunden.

„Für später benötige ich dann . . . verdammt.“ Neubeder unterbrach sich. Zufällig hatte er auf die Zeitung gesehen, die der Attaché immer noch in den Händen hielt. Er beugte sich interessiert vor. Eine leichte Röte überzog sein Gesicht.

Als er von Beder's erstaunten Blick bemerkte, machte er eine unwillige, halb verlegene Bewegung.

„Ich finde es dumm und ungeschickt, wenn die Polizei laufend derartige detaillierte Berichte an die Redaktionen der Zeitungen weitergibt. Denn der gesessene Täter wird sich um die Zeitungen ebenso kümmern, wie Sie — oder ich. Ließt er dann, daß man seine Spur gefunden hat, dann wird er nicht zögern . . .“ Kommissar Neubeder wurde unterbrochen. Ein großer, langaufgeschossener, hagerer Engländer mit den lässigen, gelangweilten Bewegungen seiner Rasse, war auf den Gesandtschaftsattaché zugegetreten und schüttelte ihm nun kräftig die Hand. Herr v. Beder stand auf. Neubeder blieb sitzen, mit halbem Ohr hörte er, wie der Engländer den Attaché in ein langatmiges Gespräch über die Aussichten der nächsten Rennen in Longchamps zog. Mit einem erstaunlichen Eifer begann er den Zeitungsbericht nun genauer durchzulesen, als er sich von v. Beder angerufen hörte. Langsam stand er auf und trat zu den Herren.

„Darf ich Ihnen meinen . . . Freund“, Beder schluckte ein wenig, „einen alten Studienkollegen aus Deutschland, vorstellen?“

„How do you do?“ Der Engländer, Mister Joshua Mont, ehemaliger Captain des Londoner Garderegiments, erfaßte Neubeders Hand und drückte sie, daß die Knochen knackten. „Muß Sie schon einmal gesehen haben, Sir“, meinte er dabei, mit seinen klaren, grauen Augen das Gesicht Neubeders forschend ansehend.

„Möglich.“ Neubeder zuckte mit der Achsel. „Die Welt ist klein. Für einen Engländer besonders, Sir.“ Es war ihm sichtlich unangenehm.

„No. Nicht draußen“, beharrte der Engländer. „Meine sogar, es wäre erst dieser Tage in London gewesen . . .“ Immer noch ruhte sein forschender Blick auf dem Gesicht des Kommissars.

Der lachte plötzlich auf.

„Schon möglich, Sir. Ich bin zwar erst wenige Tage hier, aber schließlich ist auch London nicht groß, wenn es der Zufall will.“

Herr v. Beder lächelte ein wenig. Er war voller

Bewunderung für den Kommissar, der nicht nur studiert hatte, sondern auch sich so ausgezeichnet zu benehmen wußte, daß es ihm jetzt nicht mehr leid tat, ihn als Studienfreund firmiert zu haben. Er verzichtete es sich.

Mr. Mont schien keine Lust zu verspüren, sein erstes Gespräch über die Aussichten von „Caesar“ oder „Daisy“ im Großen Derby wieder aufzunehmen. Nachdenklich stielte er weiter.

„War Ihnen das sehr peinlich?“, flüsterte v. Beder dem Kommissar zu.

„Um“, brummte Neubeder. „Ich kenne ihn natürlich, den guten Captain Mont. Wir hatten wegen einer großen Diebstahlsaffäre während der Befetzungszeit in Köln miteinander zu tun. Aber lieb ist es mir nicht, ihn hier zu treffen, wenn ich diesem Savary nachforschen will. Denn Mont wird, wenn er sich meiner erinnert, nicht darüber schweigen, wer ich in Wirklichkeit bin.“

„Allerdings“, nickte v. Beder. Er sah auf.

„Dort kommt er ja schon wieder . . .“

Tatsächlich steuerte der Engländer wieder auf die beiden zu, die sich nicht mehr gesehen hatten.

„Pardon“, sagte er, Neubeder scharf ansehend, „haben Sie nicht am vorigen Montag in der Kinostreet ein Cabriolet gekauft?“

Wieder huschte eine leichte Röte über Neubeders Gesicht.

„Möglich“, sagte er kurz und unmutig. Der Engländer ging weiter.

„Sehr gut“, lachte v. Beder leise. „Warum auch nicht? Bei diesen jabelhaften Gehältern, die unser liebes deutsches Vaterland zahlt.“

„Ich halte es für besser, jetzt zu gehen“, sagte Neubeder, ohne auf den Scherz einzugehen. „Es hat natürlich keinen Sinn, sich hier zu verraten und den Zweck des Hierseins offen darzulegen, wenn ich etwas erreichen will. Savary kommt heute doch wohl nicht. Ich erschwere mir nur die spätere Arbeit, wenn ich dem guten Mont noch weiterhin Gelegenheit gebe, sich so eingehend mit meiner Person zu beschäftigen.“

Er drückte dem erstaunten Attaché die Hand und ging. —

Ein dünner Bindfadenregen hatte eingesetzt. Der echte, gelbliche Londoner Nebel hatte sich wieder eingefunden. Die starken Birnen der elektrischen Bogenlampen dämmerten wie kleine Weihnachtslichter. Es war kühl und unfreundlich.

Neubeder nahm eine der vor dem Klub haltenden Droschken. Er zog den Mantel fester um die Schultern. Ihn froh. Der kalte Luftzug drang mit Behemeng durch die schlechtschließende Tür der alten klappernden Autodroschke.

Neubeder war müde und schlecht gelaunt. Er lehnte den Kopf hintenüber auf die Polster des Wagens — es war unmöglich. Das schlechtgefederte Fahrzeug sprang und hüpfte trotz des glatten Asphalts der Londoner Straßen. Wie Glühwürmchen leuchteten die Scheinwerfer der entgegenkommenden Automobile durch den dichten Nebel. Der Chauffeur fuhr phantastisch langsam. Die Gefahr eines Zusammenstoßes ist sonst zu groß. — (Fortsetzung folgt.)

Ernte.

Die ersten Sonnenstrahlen decken kaum die Felder, Da zieht hinaus der Schnitter frohe Schar, Im Morgentau erglänzen Wies und Wälder, Die Luft ist rein, der Himmel hell und klar.

Der Schnitt beginnt, die Halme sinken nieder, Mir ist's, als hört' ich jammern sie vor Schmerz, Ihr Klagen klingen wie ferne Abschiedslieder, Ganz wehmütigvoll ergriffen ist mein Herz.

Noch einmal liebevoll, recht fest umschlossen, Die Köpfchen schützend vor der Erd' Legt man die Halme, die so hochgehoben, Zur letzten Reise an den Sonnenherd.

G. S. G.

Enträtselung der Alexander-Legende?

Von Victor Klages.

Als im Herbst 1825 bekannt wurde, daß Zar Alexander I. während eines Kuraufenthalts in Taganrog am Asowschen Meer gestorben sei, waren bereits leise Stimmen zu vernehmen, die von einer Täuschung sprachen. Alexander, hieß es, lebe weiter, und der schwere Metallfarg, beigelegt in der Kathedrale der Peter-Paul-Festung, enthalte garnicht den toten Körper des Zaren. Über hundert Jahre vergingen; die Legenden verblaßten nicht. Es war die Behauptung aufgestellt worden, daß ein Eremit, namens Fjodor Kusmitsch, der am 20. Januar 1864 in der Nähe von Tomsk das Zeitliche segnete, mit dem Zaren identisch gewesen sei. Alexander sollte also 39 Jahre seinen „Tod“ überlebt haben. Die Geschichte klang unglaublich. Dann aber öffneten vor einiger Zeit die Sowjetbehörden alle Zarengräber, um nach verschollenen Kronjuwelen zu fahnden, und dabei wurde eine überraschende Entdeckung gemacht: in dem Sarge Alexander I. fand sich nicht die Spur eines Leichnams, wohl aber ein großer Barren Blei. Nun erschien die Kusmitsch-Legende denn doch in einem wesentlich anderen Licht. Die hartnäckigen Gerüchte, der Sarg enthalte nicht die sterblichen Reste des Zaren, hatten sich als wahr aufgeworfen. Einen hochinteressanten Beitrag zu ihrer Lösung liefert der Fürst Wladimir Variatinsky, der in seinem in französischer Sprache erschienenen Buch „Das Alexander-Mysterium“ den Nachweis zu führen versucht, daß in der Tat Kusmitsch und Alexander ein und dieselbe Person gewesen sind.

Variatinsky's Zeugenschaft dürfte schon deshalb wichtig sein, weil seine Familie am Hofe des Zaren zuhause war. Er selber ist Mitglied der Russischen Historisch-genealogischen Gesellschaft und der Royal Society in London; man kann also mit Sicherheit annehmen, daß irgendein unkontrollierbares Geschwätz hier nicht aufgetischt wird. Variatinsky weist zunächst auf den General Schilber hin, den Verfasser der anerkanntesten Alexander-Biographie. Auch er sei von der lebendigen Existenz des Zaren über seinen formellen Tod hinaus überzeugt gewesen, habe aber diese Überzeugung nicht zu sehr hervorheben dürfen, weil er es sonst mit dem Petersburger Hof verдорben haben würde. In den Berichten der Ärzte über das Ableben Alexanders findet sich eine Unzahl merkwürdiger Widersprüche; einer der Ärzte hat sich sogar geweigert, das Protokoll über die Leichenöffnung zu unterzeichnen. Die Jarin Maria Fjodorowna, die gleichfalls in Taganrog weilte, bricht acht Tage vor dem „Tode“ Alexanders ihr Tagebuch ab, obwohl sie früher, selbst während schwerer Krankheit, die Eintragungen nie unterbrochen hatte. Verschiedene Mitglieder des Hofpersonals machen in Briefen dunkle Andeutungen von „seltsamen Ereignissen“; auch in einem Briefe der Jarin an ihre Mutter, die Großherzogin von Baden, findet sich ein solcher verschleierte Passus. Die Jarin, die Ärzte, einige intime Freunde und Kammerdiener Alexanders müssen in das Geheimnis eingeweiht gewesen sein, haben aber niemals ein Wort darüber verloren bezw. jede Äußerung abgelehnt.

Nach der Darstellung Variatinsky's ist der Leichnam eines Soldaten des Semjonowsky-Regiments, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Alexander hatte, provisorisch in den Sarg gelegt worden. Mehrere Offiziere, die den Toten sahen, haben geäußert, daß die Äuße des verstorbenen Zaren merkwürdig verändert gewesen seien. Entgegen dem Brauch ist die Leiche Alexanders nicht öffentlich aufgebahrt worden.

Elf Jahre waren seit der Bestattung vergangen, als Fjodor Kusmitsch infolge eines Zwischenfalls auch außerhalb der engeren Kreise von sich reden machte. Man hatte ihn als verdächtigen Bagabunden in der Nähe der Stadt Krasnoufimsk verhaftet, zu zwanzig Stockhieben und zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Auf unerfindlichen Wegen wurde der Petersburger Hof über das Schicksal dieses Landstreichers unterrichtet — an sich schon ein seltsamer Vorgang. Noch seltsamer aber war die Art, in der man in Petersburg auf die Meldung reagierte: es wurde sofort ein Kurier entsandt, der die Weisung überbrachte, dem Verhafteten die denkbar mögliche Vorzugsbehandlung zuteil werden zu lassen. Der Hof von Jekutsk soll darauf vor Kusmitsch das Knie gebeugt haben. In der Lebensführung des Mannes, dem solche Ehrung widerfuhr, trat ein Wandel ein. Er vagabundierte nicht mehr durch das Land, sondern schlug irgendwo in Sibirien sein Zelt auf und lebte als Eremit. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn Abgesandte des Petersburger Hofes. Die Legende spannte ihr Netz, Bauern wallfahrteten zu dem einsamen Zelt, und Kusmitsch sah sich veranlaßt, den Ort zu wechseln. Ein gewisser Simeon Chromow, Kaufmann in Tomsk, dessen richtiger Name Paul Pry gewesen sein soll, erbot sich, in der Nähe von Tomsk eine Hütte für Kusmitsch zu errichten. Das Angebot wurde akzeptiert, Chromow verkehrte bauernb bei Kusmitsch und behauptete später, daß er in der Einsiedelei eine Menge von Dokumenten gesehen habe, die sämtlich auf das Leben des Zaren Alexander Bezug hatten. Auch die Hütte bei Tomsk wurde von den Bauern besucht, Kusmitsch stand im Mittelpunkt der Verehrung

aller Landleute, und er hatte nun nichts mehr dagegen einzuwenden. Als alter Mann soll er mehrmals Andeutungen gemacht haben, daß ein Leben voll Glanz hinter ihm liege, man dürfe aber darüber nichts erfahren, denn das Land würde sonst in heilloser Aufregung verfaßt werden.

Variatinsky stellt ferner folgendes fest: Der Zar Alexander I. war auf einem Ohr taub. Auf seinen beiden Knien fanden sich bide Geschwülste. Er hatte die Angewohnheit, den Rücken stets dem Licht zuzukehren und die Hände auf die Hüften zu stützen. Alle diese Merkmale und Eigenschaften sind verbürgt auch bei dem Eremiten Kusmitsch beobachtet worden.

Bleibt die Frage nach der psychologischen Deutung einer solchen Wandlung vom mächtigen Herrscher zum Einsiedler. Variatinsky meint, sie liege auf der Hand. Alexander war in Denken und Fühlen ein Westeuropäer, und zwar einer, der seiner Zeit weit vorausseilte. Metternich gegenüber hat er einmal seine Ideen klar zum Ausdruck gebracht, die auf absolute Befriedigung der Welt und Gleichstellung aller Menschen zielten. Ein Monarch dieses Schlages, geboren in einem Kreise, wo asiatischer Depotismus waltete, mußte in schwere Gewissenskonflikte geraten. Sein sehnlichster Wunsch war der Fortschritt. Die Konvention aber stand wie eine Mauer um ihn, und alle Versuche, diese Mauer zu durchstoßen, waren zurzeit aussichtslos. Alexander war durchaus kein „Verräter“, wie Metternich ihn bezeichnet hat. Er war ein Sucher, ein stark mitempfindender Mensch, und daß aus den Konflikten zwischen Willen und Nichtkönnen eine tiefe Resignation keimte, zeigt schon eine Äußerung, die er der Großherzogin Alexandra gegenüber getan hat. „Ich habe mich entschlossen, meinen Thron aufzugeben“, sagte der Zar. „Europa braucht junge Herrscher, die im vollen Besitz ihrer Kraft sind. Ich bin nicht der, der ich sein sollte, und es wird die Zeit kommen, wo es meine Pflicht sein wird, Männern Platz zu machen, die stärker sind als ich.“ Nimmt man wirklich an, daß Kusmitsch und Alexander ein und dieselbe Person gewesen sind, dann hat der Zar nicht als ein „Verräter“, sondern als ein Weiser die Einsamkeit gesucht, als ein Weiser, der seine Grenzen und die Macht seiner Umwelt kannte.

So ein Tag auf dem Balkon.

Von Karl Meyer-Wendisch.

Ich habe dies Zimmer an einem Tag gemietet, als alle Bade-Stege und Landungsbrücken unter Wasser waren. Es regnete wütend. Der See schwoll. Koffer wurden zur Bahn gebracht. In den Hotelhallen spielte man Bridge. Wo man hinhörte, war geheizt.

Am anderen Morgen ging die Sonne auf. Der See, eine Platte aus dunkelgrünem Glas, lag zwischen lauter Bergen. Ich wußte nicht, daß so viele Berge möglich sind.

Ich habe den wunderbaren Balkon von Sankt Wolfgang und Sonne und See dazu und auch allerlei Unterhaltung. Ich habe das alles um einige Schilling billiger als sonst. Es ist gut, daß es zuweilen regnet —

Man sitzt nun herum und betrachtet den Lauf der Welt und denkt nach, was man tun kann. Man hat schrecklich viel zu tun, — baden und trocken werden und Liegestühle aufstellen und dann wieder wo anders aufbauen und essen gehen und Post erwarten und Filmpacks zu Gastberger bringen und braun werden und Schillinge einwechseln, ich wüßte tausend solche Sachen. Und ich ahne es schon, die dicken Bücher im Koffer werden wohl ihre sieben Siegel behalten.

Und ich habe meine kleinen Schauspiele. Morgens hängt vielleicht eine weiße Wolke im Gebirge, rund wie eine Kugel und sehr klein. Man könnte denken, drüben raucht ein Sennhirt Pfeife, so winzig ist diese Wolke. Nun steigt die Sonne über den Tannen vor meinem Balkon auf, der See funkelt und man muß die Augen ganz klein machen, wenn man was sehen will. Die weiße Wolke steigt höher und höher. Sie irt ins Himmelblaue hinein und wird lang wie ein Zeppelin. Dann wird sie immer länger, dünner wie ein Faden, und schließlich ist sie so dünn, daß man sie überhaupt nicht mehr sieht. So geht sie dahin und die Zeit auch.

Oder ich habe Besuch, ein kleiner Vogel besucht mich. Er hat graue Flügel mit einem weißen Band darauf und ein hellgrünes Leibchen, sein Kopf ist schwarz. Mit dem Namen kann ich nicht dienen. Der besucht mich also morgens, fünf Minuten nach neun. Ich habe Nachrichten, daß er auch der Nachbarschaft seine Visiten macht, alles nach einem bestimmten Stundenplan. Wenn ich faul bin, mahnt er zur Eile. Er setzt sich auf die Lampe über mir und schaukelt ein bißchen. Ich denke mir, das heißt: Tempo! Tempo! Wo soll das hinführen, wenn alle so lange machen wollten.

Ja, ich mache schon. Ich gebe mir alle Mühe, meinen Gast zufrieden zu stellen. Ich gebe beiseite und überlasse ihm den Tisch mit allerlei zurechtgelegten Semmelresten. Ich lege mich ganz still und steif in die Glühbirne, so höflich bin ich.

Zum Schluß häupt mein Gast auf den Rand des Tisch-

Kännchen, wo ein Rest von der schäumenden Schöne zurückzu-
bleiben pflegt. Er verschwindet manchmal ganz darin und hat
dann seine liebe Not, sich für die nächste Visite ballonsfähig zu
machen.

Ich habe auch Nachbarn.

Links wohnt ein Herr, der das Paar in der Mitte gescheitelt
trägt. Er sitzt Tag für Tag im Garten und schreibt Hefte voll,
die einen varierten Umschlag haben, eins nach dem anderen.
Dann geht er auf und ab, und ich sah, daß er dabei die Lippen
bewegt. Ich habe ihn im Verdacht, daß er alles auswendig lernt,
was er da geschrieben hat. Im nächsten Semester wird es einige
Studenten der Philologie geben, die in ihrem möblierten Zimmer
auf und ab gehen und ebenfalls die Lippen bewegen. Denn der
Herr mit dem Scheitel in der Mitte ist Professor an der Univer-
sität Wien, und er wird die Weisheit der varierten Hefte über
seine Hörsäle ausschütten. Vorläufig schüttet er das Wasser aus
seinem Waschbecken aus, und er schnaubt dabei durch die Nase,
daß es sich wie ein Trompetenstoß anhört. Ich mache mir übrigens
nicht viel aus meinen Nachbarn.

Morgens um acht fährt einer mit dem Rad weg. Das ist
ein Einheimischer, er wohnt unten rechts. Sonntags, wenn die
Bauern von Zintenbach zum Gottesdienst herübergerudert
werden, — Sonntags kommt eine leise und feine Musik aus seinem
Zimmer. Er spielt Harmonium. Aber nur Sonntags, von Montag
an ist er dann wieder Beamter.

Früher war er reich, er hatte Vermögen und allerlei Grund-
stücke in der Nachbarschaft. Aber er verkaufte, was er besaß, und
dann kamen die schlimmen Zeiten, die uns alle bedrückten. Der
rechts unten wurde Beamter, es ist heute sein Beruf, das
Vermögen der Leute zu verwalten, die an ihm reich wurden.
Mary weiß das alles sehr genau, sie hält sein möbliertes Zimmer
in Ordnung. Mary weiß überhaupt alles. — So ist halt das
Leben, sagt Mary. Ich sage es auch.

Und dann sind diese drei Jungs da, prächtige, wilde, braun-
gebrannte Jungs. Die stehen den ganzen Tag im Wasser und
holen Steine vom Grund heraus und prügeln sich um das Ruder-
boot. Zu ihrer Mutter sagen sie Mudschi, einer wie der andere.
Mudschi heißt „Barbara“, es ist eine prächtige Frau — schlau
und schmal und braungebrannt. Beim Kopfsprung hält sie sich
die Nase zu, es ist die einzige ihrer Eigenschaften, die mir miß-
fällt, und sie muß sich von ihren eigenen Söhnen deswegen aus-
lachen lassen.

Fräulein Mistelbing leidet an der Photophthalmie, ein unheil-
barer Fall. Sie hat eine Tante, die aus Stettin ist, die Tante
hat es nicht leicht. Tante muß den rechten Arm hochhalten. Tante
muß die Zähne zeigen, — Mund ganz weit auf, Tante, noch
vielmehr. So! Tante muß einen Schritt vor und zwei zurück.
So, nun noch einmal den rechten Arm! Etwas nach links, bitte,
nein, das war zu viel, wo willst du nur hin, Tante. So, nun still
stehen, gleich ist es so weit. Augenblick — hoch, nun kommt wieder
so eine dämliche Wolke.

Tante macht einen schwächlichen Vorschlag: „Warten wir
doch, bis die Wolke vorüber ist.“

Fräulein Mistelbing: „Aber Tanten, siehst du denn nicht,
daß das eine riesige Wolke ist? Die dauert doch ewig.“

„Gut, dann mach die Aufnahme.“

„Wenn eine Wolke da ist, muß ich doch anders belichten.
Augenblick — hoch Tanten, was machst du denn da. Nun
wackelst du schon wieder.“

„Ich stehe ganz still“, behauptet Tanten.

„Aber ich sehe es doch ganz deutlich, wie du wackelst, da soll
man dich nun scharf kriegen ...“

Morgens um elf geht man zu Gastberger, dann sind die
Kopien fertig und der Laden ist immer sehr voll. Fräulein Mistel-
bing ist auch da, am anderen Morgen. Sie hält eine kleine schwarze
Glasplatte gegen das Licht, und es ist nichts, absolut gar nichts
darauf zu sehen. Jemand sagt zu Fräulein Mistelbing: „Biel-
leicht hobens vergessen, den Schieber rauszuziehen ...“

„Nun, mich geht das alles gar nichts an. Ich mache mir o
gut wie gar nichts aus meinen Nachbarn.“

Nur der See, aus dem mache ich mir viel. Ich sehe ihn vom
Morgen bis zum Abend an. Ich wende den Blick nicht von ihm.
Er hat hunderttausend Gesichter, in jeder Stunde ein anderes.
Er funkelt und flimmert, zumal in diesen Tagen, wo der Himmel
oft eine einzige Unergründlichkeit ist, dunkelblau und ungeheuer.
Der See ist ein großer Zauberer. Am Abend, wenn die Sonne
ihre Tagesroute im westlichen Gebirge beschließt, kann es geschehen,
daß eine Herde aus lauter rosa Wölchen über den See zieht und
ihren hellen Widerschein verschwendet. Dann werden die Wölche
braun und die Gipfel glühen wie loderndes Eisen.

Später werden die Berge bleich, und der Himmel wird grün.
Im „Weißen Rißel“ werden die Lampen angezündet, und es sieht
aus, als ob dort ein großer illuminiertes Ozeandampfer anlegt.
Dann, wenn es vollends Nacht ist, rudert die Bürgerkapelle von
St. Wolfgang auf den See hinaus, und Boote mit Lampen
versammeln sich um die Musikbänke.

Das alles sehe ich von meinem Balkon aus, dies und vieles
andere dazu. Ich sehe die Spaziergänger aus dem Grand Hotel,
geschminkte Damen, die im gebühten Dirndlkleid einhergehen,
und Herren mit Monokel und kurzen, rauhen Lederhosen. Es
gibt viele Leute hier, die wie Komponisten aussehen, ich finde
mich da nicht zurecht, so viel Komponisten kann es in der ganzen
Welt nicht geben.

So sitze ich nun auf meinem Balkon und betrachte die Belar-
gonien davor und den See darunter und den Lauf der Welt.
Ich rauche die lange Virginia, die man durch einen Strohhalm
genießt. Eine anständige Brasil ist nirgends in St. Wolfgang
aufzutreiben. Auf meinem Aschenbecher sitzt ein kleiner Porzellan-
mops mit roten Augen, ein überaus treuherziges Tierchen. Mit
der linken Vorderpfote weist er auf einen Spruch am Rand:

Raucht — stirbt.

Raucht net — stirbt a.

Also raucht.

Ich lasse Tiere sprechen. Blumen sehen mich an. Ich denke
mit Schreden ans Ende.



Welt u. Wissen



Der Einfluss des Wetters auf den Blutdruck. Neue
Versuche des Frankfurter Professors Dessauer über luft-
elektrische Einflüsse auf das körperliche Empfinden haben
ergeben, daß das Einatmen der positiv oder negativ elektrisch
geladenen Luft in ganz verschiedener Weise auf die seelischen
Vorgänge wirkt. Positiv geladene Luft minderte die
Konzentration herab, während negativ geladene sie erhöhte,
wie das Verhalten der Versuchspersonen, die man Zahlen
lesen ließ, deutlich zeigte. Die Ergebnisse dieser Versuche
lassen sich auch auf den Einfluss anwenden, den das Wetter
ausführt. Das elektrische Verhalten der Atmosphäre ist ein
Teil jener Wirkungen, die sich im Verlauf der Wetter-
änderungen vollziehen. Fällt der Luftdruck und nahen
Tiefdruckwirbel heran, dann wird die Luft aus dem Boden
heraus positiv elektrisch geladen, auf radioaktivem Wege
ionisiert. Aber dieser Witterungsübergang bei fallendem
Luftdruck ist es auch, der jene Beschwerden veranlaßt, die
sich gewöhnlich in Schwindelanfällen, Kopfschmerzen,
dumpfem Druck, Unlustgefühlen aller Art äußern. Menschen
in diesem Zustande bei solcher Wetterlage konnten durch
Einatmen von negativ geladenen Zonen von ihren
Störungen befreit werden. Eine besonders im höheren
Alter verbreitete Erscheinung, die mit verschiedenen unan-
genehmen Folgen, unter Umständen auch mit Gefahren ver-
bunden ist, der hohe Blutdruck, konnte durch Einatmung
negativ geladener Zonen sehr günstig beeinflusst werden,
während positiv geladene eine bedeutende Verschlechterung
herbeiführten.



Scherz und Spott



Aufgehoben.

„Na, Frau Lehmann, was macht Ihre Entfettungskur?
Fasten Sie noch immer an zwei Tagen in der Woche?“

„Wissen Sie, Frau Krause ... ich werde damit bis zum
Winter warten — dann sind doch die Tage etwas kürzer ...“
(Herold)

Der kleine Bastler.

Hänschen dreht an den verschiedenen Schaltern, Spulen
und Knöpfen des Radioapparates herum:

„Papa, wenn ich hier drehe, was kriege ich da?“

„Königswusterhausen!“ sagt der Papa freundlich.

„Und hier?“

„Oslo, mein Junge!“

„Und hier, Papa?“

„Wien!“

„Und hier?“

„Ein paar hinter die Ohren! ! !“

Der Poet.

„Theobald sendet ja seine Gedichte nicht mehr an die
Zeitung?“

„Nein, er hat jetzt einen Papierkorb gekauft und sich
selbstständig gemacht!“
(Berlingske Tidende)

Anders gemeint.

„Wie? Dein Bräutigam hat kein Vermögen? Aber
Du erzählst doch, daß er reich sei!“

„Ich habe gesagt, daß er mehr Geld als Verstand
habe ...“
(Bulletin)